



RUNNING
AWAY

LESEPROBE

LINDA LISA JASMINA

ZWISCHEN UNS

UNENDLICHKEIT



Die Autorin

Lisa Jasmina, geboren 1993, lebt mit ihrem Freund und ihrer Ka(mikat)ze Kessy im wunderschönen Saarland. Schon seitdem sie denken kann, schreibt sie für ihr Leben gern. Egal ob Tagebuch, Kurzgeschichten, To-Do- oder Einkaufslisten für ihren Freund. Neben ihrem Beruf im Sozialversicherungsbereich genießt

sie die Zeit mit ihren Lieben. Außerdem schlägt ihr Herz vor allem für Liebesgeschichten aller Art!

Das Buch

Stella und Valentin haben sich endlich gefunden und stehen doch schon vor den Trümmern ihrer Beziehung. Das Schicksal ihrer Schwester Rosa zerreißt Stella das Herz und sie weiß nicht, ob sie jemals wieder glücklich sein kann. Aber Valentin setzt alles in Bewegung um die Liebe seines Lebens nicht endgültig zu verlieren. Schon einmal konnten die beiden sich Halt und Liebe geben. Er braucht Stella in seinem Leben und erst als es schon fast zu spät ist, realisiert Stella wie sehr sie auch Valentin braucht. Und versteht, dass es zwar nie mehr so sein wird, wie es einmal war, aber dass man dem Glück auch eine zweite Chance geben muss ...

Von Lisa Jasmina sind bei Forever erschienen:

Running to you - Bis zum Horizont und zurück

Running away - Und zwischen uns Unendlichkeit

Lisa Jasmina

Running away

Und zwischen uns Unendlichkeit



Forever by Ullstein
forever.ullstein.de

Originalausgabe bei Forever
Forever ist ein Digitalverlag der Ullstein Buchverlage GmbH,
Berlin
Januar 2017 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2017
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Titelabbildung: © FinePic®
Autorenfoto: © epearance
ISBN 978-3-95818-134-2

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Für die besten Freundinnen überhaupt.
Alis, Anna und Lena.

1.



Valentin *times are getting hard*

Hilflos.

Ich war drauf und dran, in einem See tiefster Hilflosigkeit zu ertrinken, und das Schlimmste daran war – ich wusste, dass es kein Entkommen gab.

»Meine Schwester, Rosa Pisani, ist auf der KTE, nicht wahr? Es ist nichts vorgefallen?« Stella neben mir war zur Salzsäule erstarrt. Ihre Angst pulsierte, steckte mich an, sodass ich mich ebenso mit wild pochendem Herzen über den erhöhten Treisen beugte.

Mit schnellen Bewegungen hackte die Krankenhausangestellte auf die Tastatur vor sich ein, allerdings war der Blick, den sie uns wenige Sekunden später zuwarf, alles andere als aufbauend. Ihre Worte hallten in meinen Ohren wider wie eine gesprungene Schallplatte. »Sie wurde eben auf die Intensivstation verlegt. Wir wollten Sie und Ihre Familie gleich informieren ...«

Ich schluckte angestrengt. Doch der Kloß in meinem Hals hatte die Größe eines Golfballs und ließ sich nicht einfach hinunterschlucken. *Intensivstation*. Das war nicht gut – ganz und gar nicht gut. Stellas Körper stieß einen erstickten Laut aus und krümmte sich, als hätte sie einen Schlag in die Magengrube erhalten. Geistesgegenwärtig griff ich nach ihrem bebenden Körper und schlang einen Arm um ihre Schultern.

»Wo ist die Intensivstation?«, wollte ich wissen.

»Drittes Obergeschoss, rechter Flügel!«, rief uns die Angestellte hinterher, während ich Stella bereits in den nächstbesten Fahrstuhl schob.

Energisch drückte ich den Knopf für die dritte Etage und seufzte. Die Türen schlossen sich mit gähnender Langsamkeit. Sie sperrten uns ein – mit unseren Ängsten und unseren düsteren Gedanken. Wir waren eingequetscht zwischen einem Rollstuhlfahrer und einer korpulenten Krankenschwester, die einen riesigen Wagen mit Essenstabletts balancierte. Die Luft war zum Schneiden dick, sodass ich kaum atmen konnte. Doch viel schlimmer war die Ungewissheit. Ich hasste solche Momente, von denen ich nicht wusste, was sie für mich beithielten.

»Ich habe solche Angst, Valentin«, flüsterte Stella.

Sie hatte die Arme um ihren Oberkörper geschlungen und schüttelte den Kopf, als könnte sie nicht verstehen, was geschehen war. Ihre großen, grünen Augen waren weit aufgerissen, die vollen Lippen verkniffen und schmal.

»Ich weiß, die habe ich auch.« Ich trat zu ihr und zog ihren Kopf an meine Schulter. Stellas Körper war völlig erstarrt wie der einer Puppe.

Die Türen öffneten sich mit einem lauten *Bing*.

Ich ergriff Stellas Hand und eilte mit ihr die langen Gänge entlang. Das Wort *Intensivstation* gierte uns bereits von Weitem in roten, großen Lettern entgegen. Ich zerrte an der doppelflügeligen Tür, doch nichts geschah. Verschlossen.

»Wir müssen klingeln«, japste sie.

»So ein Mist.« Ich hämmerte auf den Knopf und nochmals nachdrücklich gegen die eiserne Tür.

Doch wieder geschah nichts. Die Minuten plätscherten vor sich hin und mit ihnen meine Geduld. Himmel, was dauerte das so lange? Jeder Moment, der verging, zerrte weiter an meinen geschundenen Nerven.

Ich konnte immer noch nicht glauben, dass wir tatsächlich hier standen. Heute Morgen war noch alles gut gewesen. Stella und ich hatten in Ruhe gefrühstückt, anschließend waren wir zu ihren Eltern gefahren. Und nun? Was war in der Zwischenzeit geschehen? Was würde uns hinter den dicken, grauen Türen erwarten? Einerseits fraßen mich die Gedanken daran auf, andererseits wollte ein Teil von mir es auch gar nicht wissen. Nein, ich wollte nicht einmal daran denken, doch die Gedanken stoben in meinem Kopf umher.

Eine junge Krankenschwester mit müden Augen und dunklen Schatten darunter öffnete uns. »Ist ja schon gut, wie kann ich Ihnen helfen?«

»Wir wollen zu Rosa Pisani«, antwortete Stella. »Sie ist meine Schwester.«

»In Ordnung, kommen Sie rein.« Sie trat beiseite und führte uns einen langen Gang entlang. Die Türen der meisten Zimmer waren geöffnet, und die Anblicke ließen mich erschauern. Jeweils zwei Patienten lagen in den Zimmern – verkabelt, manche sogar intubiert. »Ihre Schwester wurde in einem extra isolierten Zimmer untergebracht«, erwähnte die Schwester beiläufig. Anscheinend war sie an den Anblick von halb aufgelösten Verwandten gewöhnt. Hätte mich nicht gewundert, wenn sie gleich ein langgezogenes Gähnen ausgestoßen hätte.

»Was ist passiert? Das kann doch nicht sein«, stammelte Stella und schüttelte abermals den Kopf. »Vor ein paar Tagen ging es ihr noch gut. Die Stammzellentransplantation war gut verlaufen, ich verstehe das nicht.«

Die Krankenschwester drehte sich im Gehen zu uns um und schenkte Stella einen scheinbar mitfühlenden Blick. Den konnte sie sich sparen, der brachte uns auch nicht weiter. »Ihr Zustand hat sich heute Morgen extrem verschlechtert. Die

Untersuchungen sind noch nicht abgeschlossen, aber die Tests lassen eine Lungenentzündung vermuten.«

»Eine Lungenentzündung? Aber wir waren doch immer so vorsichtig. Wir haben Rosas Zimmer nur mit Mundschutz, Kittel und Handschuhen betreten. Das kann nicht sein.« Ihre Stimme war mehr ein klägliches Hauchen.

Ich legte Stella eine Hand auf den Rücken, um sie zu beruhigen. Wir waren mittlerweile vor dem Zimmer angekommen und erblickten Rosas schlaffen Körper durch eine Glasscheibe hindurch. Sie wurde beatmet, und verschiedene Schläuche ragten aus ihrem Körper. Es war ein gruseliger Anblick, der mich wieder erschauern ließ.

»Sie schafft das, Stella«, sagte ich, mehr zu mir selbst als zu ihr.

»Aber was ist, wenn nicht?« Sie schluchzte verzweifelt und strich mit den Fingerkuppen die Glasscheibe entlang. Aus ihren Augen sprach die nackte Angst.

»So darfst du nicht denken.«

»Ich muss zu ihr. Sie braucht mich jetzt.«

»Das geht leider nicht«, bemerkte die Krankenschwester, die Abstand zu uns genommen hatte. Wieder dieser gestellt mitleidige Gesichtsausdruck. »Ihre Schwester wurde isoliert, damit keine weiteren Keime ihren Körper schwächen können.«

Stella ließ von der Scheibe ab und schritt den Gang auf und wieder ab. »Aber wie geht es jetzt weiter?«

»Wir müssen abwarten«, antwortete die Krankenschwester mit einem ungezwungenen Schulterzucken.

Abwarten? Na wenn's sonst nichts war – war das ihr verfluchter Ernst? Ich wurde wütend und versuchte mir einen grimmigen Kommentar zu verkneifen. Zwecklos. »Wir müssen abwarten? Wie kompetent ... Ist das alles, was Sie dazu zu sagen haben?«, brummte ich unfreundlich.

Die Krankenschwester schnaubte und blickte Stella hilfesuchend an. Dann verschwand sie ohne ein weiteres Wort um die nächste Ecke. Gut so.

»Ich muss meine Eltern anrufen.« Stella war derweil stehen geblieben und durchsuchte ihre Tasche. Ihre Augenbrauen waren zusammengeschoben, ihre Haut aschfahl. Ich hoffte, dass sie nicht gleich vor meiner Nase zusammenklappen würde. »Verdammt, wo ist nur dieses blöde Telefon?«

»Lass mich machen«, sagte ich und zog mein Handy aus der Hosentasche. Momente, die sich anfühlten wie ganze Jahrhunderte, vergingen, bis Stellas Mutter abhob.

»Pisani, hallo?«

»Hier ist Valentin. Monika, ihr müsst ...« Ich strich mir mit der freien Hand durchs Haar und zog daran. Der kurze, stechende Schmerz lichtete meine wirren Gedanken und katapultierte mich zurück ins Hier und Jetzt. »... ihr müsst sofort ins Krankenhaus kommen. Rosa geht es schlecht, sie wurde auf die Intensivstation verlegt.«

Ein erstickter Laut erscholl. »Oh Gott ... okay ... wir kommen sofort!«, stammelte sie. »Carlo! Ernesta, los, kommt! Wir müssen ins Krankenhaus!«, brüllte sie, dann wandte sie sich wieder an mich. »Wir sind gleich da.«

Ohne ein weiteres Wort hatte sie aufgelegt.

Ich steckte das Handy weg. Stella war wie ein Häufchen Elend auf einem billigen Plastikstuhl zusammengesackt und starrte den Linoleumboden vor sich an, als wüsste er all die Antworten, die sie suchte.

»Hey«, murmelte ich und kniete vor ihr nieder.

Sie sah mit glasigen Augen zu mir auf. Einzelne hellbraune Wellen hingen ihr ins Gesicht. In diesem Moment wirkte sie so jung und verloren. Mit einer fahrigen Bewegung strich ich sie ihr aus dem Gesicht. »Deine Eltern sind auf dem Weg.«

»Okay«, hauchte sie matt.

Ich sank neben ihr nieder und fixierte die Decke. Ich hasste Krankenhäuser wie die Pest! In dieser isolierten, klinisch reinen Umgebung fühlte ich mich wie ein Fremdkörper. Einzig und allein Stella hielt mich auf meinem Stuhl. Ich konnte sie hier nicht allein lassen. Sie hatte mir in den dunkelsten Stunden ins Licht geholfen. Nun war ich an der Reihe – ich musste für sie da sein.

Nach einer Viertelstunde, die sich angefühlt hatte wie ein ganzes Jahrhundert, stürmten Stellas Eltern und ihre Großmutter durch die doppelflügelige Tür.

»Mamma mia! Stella, was ist passiert?« Carlo, Stellas Vater, rang keuchend nach Luft und stützte die Hände auf seine Knie.

Monika schluchzte auf, als sie Rosa erblickte, und stützte sich haltsuchend an der Wand ab. »Oh Gott, mein kleines Mädchen ...«

»Die Krankenschwester konnte noch nichts Genaues sagen, vielleicht ist es eine Lungenentzündung«, schilderte Stella. Ihr Gesicht war mittlerweile so blass, dass sie der weißen Wand hinter sich Konkurrenz machte.

Ich stand auf und schob Stellas Oma Ernesta, die einen wirklich wackligen Eindruck erweckte, auf meinen Platz.

»Ich hole dir etwas zu trinken«, flüsterte ich Stella zu. »Du bist ganz bleich.«

Sie nahm kaum Notiz von mir, lediglich ihr träges Nicken symbolisierte, dass sie mich verstanden hatte. »Hmm – okay.«

Im Laufschrift verließ ich die Station.

Mein Angebot war mehr als eigennützig gewesen. Ich musste hier raus – schnellstmöglich. In dieser abgestandenen Luft drohte ich zu ersticken. Wie ein Gejagter lief ich durch das Treppenhaus und die langen, engen Gänge entlang. Ein Geruchscocktail aus Essen, Kotze und Desinfektionsmittel hatte sich in meiner Nase eingenistet. Meine Lungen protestierten, lechzten nach frischer Luft. Fast hätte ich ein junges Mädchen

umgerannt. Ich murmelte ein *Sorry*, lief jedoch, ohne sie eines weiteren Blickes zu würdigen, weiter.

Draußen angekommen sog ich die frische Luft tief in meine Lungen.

Es war ein lauer Sommerabend und dämmerte bereits. Die Äste der Bäume streckten sich wie schwarze Finger dem blassrosa umwölkten Himmel entgegen. Ein junges Paar schritt händchenhaltend an mir vorbei. Das Mädchen kicherte ausgelassen, während der Typ sich zu ihm hinunterbeugte und ihm einen Kuss auf die Lippen drückte. *Das hätten wir sein können*, dachte ich niedergeschlagen. Seufzend zerrte ich eine Zigarette hervor, steckte sie an und sog daran. Rauchen hatte mich schon immer beruhigt und verfehlte auch diesmal seine Wirkung nicht.

Als ich mich auf Stella eingelassen hatte, wusste ich von ihrer Schwester und deren Erkrankung. Allerdings hatte mich das nicht im Entferntesten abgeschreckt. Nie und nimmer hätte ich vermutet, dass sich Rosas Zustand so plötzlich verschlechtern würde.

Unwillkürlich musste ich an den Abend vor vier Wochen denken. An diesem Abend hatte ich Stella von meiner Krankheit, meiner Depression, erzählt. Gefasst, fast souverän, hatte sie mein Geständnis aufgenommen und war wie selbstverständlich in meinem Arm eingeschlummert. Doch zuvor hatte sie mir noch von ihrer Schwester und deren Diagnose Blutkrebs erzählt. Und die Worte, mit denen sie damals geschlossen hatte, ließen mich seitdem nicht mehr in Ruhe und lösten ein nervöses Pochen in meiner Brust aus. *Ich hoffe nur, dass jetzt alles gut wird, dass die Behandlung anschlägt. Das würde ich sonst nicht überleben.*

Damals war ich fassungslos gewesen und hatte nicht glauben können, was sie da von sich gegeben hatte. Nun schwoll dieses nervöse Pochen wieder an und wandelte sich in ein

ausgewachsenes Hämmern. Was tat ich hier unten? War ich von allen guten Geistern verlassen?

Ich musste wieder zu ihr.

Sofort.

Ich trat die halb aufgerauchte Kippe aus, kaufte eine Flasche Cola im Bistro und stolperte hoch in den dritten Stock. Mein Atem kam stockend, und während ich auf den Knopf der Intensivstation hämmerte, schnappte ich nach Luft.

Die Krankenschwester, die uns eben bereits empfangen hatte, erbarmte sich mir zu öffnen. Bei dem Blick, den sie mir zuwarf, graute es mir, und er trieb eine Gänsehaut über meinen Körper. Wortlos drängte ich mich an ihr vorbei.

Stella und ihre Familie standen mit einem Arzt beisammen. Ein hochgewachsener Mann mit graumeliertem Haar. Einzelne Wortfetzen drangen an mein Ohr, und ein ungutes Gefühl befiel mich. »Lungenentzündung ... akutes Lungenversagen ...«

Ich eilte zu ihnen und blieb hinter Stella stehen.

»Ihre Tochter zählt zu den Risikogruppen. Die Stammzellen, die ihr gegen den Blutkrebs transplantiert wurden, sollen ihr Immunsystem wieder aufbauen. Die Problematik ist, dass die Stammzellen Zeit brauchen, um sich in ihr zu entfalten, und in dieser Zeit ist das Infektionsrisiko besonders hoch«, sprach der Arzt unbeirrt weiter. »Ihr Körper wurde schwer geschädigt.«

»Geschädigt – was bedeutet das?«, unterbrach Monika ihn ungehalten. Sie fuhr sich mit den Händen nervös durch die Haare, und ich hätte es ihr am liebsten gleichgetan.

»Wir müssen die Untersuchungsergebnisse abwarten, danach kann ich Ihnen mehr sagen. Sobald sie vorliegen, werde ich wieder auf Sie zukommen.« Mit diesen Worten verabschiedete er sich und ließ uns mit unseren Ängsten allein.

Stunden vergingen, die Besuchszeit endete, und nur mit Mühe konnte ich Stella überreden, die Station zu verlassen. »Du bist total fertig. Komm, lass uns heimfahren, damit du dich ein bisschen ausruhen kannst«, appellierte ich an sie und drückte ihre Schulter. Wir waren seit fast sieben Stunden hier.

»Ich kann sie doch nicht einfach allein lassen. Was für eine Schwester wäre ich dann? Sie braucht uns doch jetzt.«

»Wir kommen direkt morgen früh wieder«, redete ich weiter auf sie ein. »Versprochen.«

»Valentin hat recht, mein Schatz.« Stellas Mutter legte einen Arm um die Schultern ihrer Tochter. Die Ähnlichkeit zwischen ihnen verblüffte mich immer wieder aufs Neue. »Wir kommen morgen früh noch mal.«

Stella nickte, aber der innerliche Kampf, den sie mit sich ausfocht, war ihr an der Nasenspitze anzusehen. »Na gut.«

»Willst du zu mir fahren oder zu dir?«, fragte ich, als wir die Klinik verließen. Erst vor Kurzem war Stella in eine eigene Wohnung gezogen.

»Zu dir, bitte.«

»Okay.«

Wir fuhren in meine Wohnung. Die ganze Fahrt übersprach Stella kein Wort. Die Angst schlang sich wie eine bleierne Weste um uns und machte uns das Atmen schwer.

Unschlüssig spielte ich am Radio herum und schaltete es dann ganz aus. »Alles wird gut.«

»Versprich nichts, was du nicht halten kannst.«

Daraufhin schwieg ich.

Auch in meiner Wohnung änderte sich die Stimmung nicht. Die Sorge um Rosa war allgegenwärtig. Als wir im Bett lagen, krabbelte Stella zu mir und schlang die Arme um meinen Körper. Ich hielt sie so fest ich konnte. Trotzdem würde ich die Stücke ihres Herzens nicht beisammenhalten können, wenn Rosa etwas zustieß. Das wusste ich.

Dann fielen wir in einen unruhigen Schlaf.

Brr ... brr ... brr ...

Das Vibrieren eines Telefons schlich sich in meine Halbschlafträume. Ich schlug die Augen auf und versuchte mich zu orientieren. Stella hatte ihr Handy bereits an ihr Ohr gepresst und kaute auf ihrer Unterlippe herum.

»Ja, wir kommen sofort«, sagte sie mit einem Nicken.

»Was ist passiert?«

»Rosa geht es schlechter, wir müssen ins Krankenhaus.« Ihre Stimme war absolut tonlos, ihr Gesicht aschfahl.

In Windeseile zogen wir uns etwas an und fuhren ins Krankenhaus. Es war halb fünf in der Früh. Als wir auf der Station ankamen, waren Stellas Eltern bereits im Zimmer ihrer jüngeren Tochter und auch Ernesta war mit dabei. Ein Arzt stand an Rosas Krankenbett. Es war derselbe, der gestern auch schon da gewesen war.

»Gehen Sie zu ihr«, sagte er zu uns, nachdem er sich mit einem Kopfnicken von Stellas Familie verabschiedet und das Zimmer verlassen hatte.

Ich schluckte.

Das war kein „Gehen Sie zu ihr, dann geht's ihr bald wieder besser“, nein, das war ein „Gehen Sie zu ihr, und verabschieden Sie sich.“ Ich war ein Feigling, ein verfluchter Feigling, aber mein Magen krampfte sich allein bei dem Gedanken, einen Fuß in dieses Zimmer zu setzen, zu einer bleiernen Kugel zusammen. Ich rang mit mir selbst und meinem Gewissen, das sich in meinem Innersten regte, dann ergriff ich Stellas Hand. Sie fühlte sich eiskalt in meiner an.

»Wir sollten rein.« Ganz überzeugt war ich davon aber nicht.

»Ja ...« Stella schien genauso geschockt, genauso hin- und hergerissen wie ich und bewegte sich kein Stück. »Ich weiß nicht, ob ich das schaffe.«

»Du musst, du ...«, ... *würdest es bereuen*, beendete ich meinen Satz in Gedanken und zog sie hinter mir her.

Wir ließen uns auf zwei kargen Plastikstühlen nieder, die an Rosas Krankenbett standen. Uns gegenüber saßen Monika und Ernesta, beide nur Schatten ihrer selbst. Stumme Tränen liefen über ihre Wangen. Carlo hatte sich in eine hintere Ecke des Zimmers zurückgezogen und den Kopf in den Händen vergraben.

Ich legte meinen Arm um Stellas Schultern und zog sie an mich. Ihre Hand krallte sich in die Rückseite meines Shirts, um ihr Zittern zu verbergen. Ich wollte es mir nicht eingestehen, aber es war unübersehbar, dass es nicht gut um Rosa stand. »Du solltest ihr vielleicht etwas sagen«, flüsterte ich ihr zu.

Sie sah mich an, als hätte sie nicht verstanden, was ich gesagt hatte. Wortlos nickte ich, sprach ihr innerlich Mut zu. *Du schaffst das, du bist stark*. Sie führte ihre Finger an ihre Lippen, als wollte sie sie dazu auffordern, einen Ton herauszubringen. Doch Stella blieb stumm, schüttelte nur langsam den Kopf.

»Danke, dass du hier bist, Valentin.« Monikas brüchige Stimme durchschnitt die unnatürliche Ruhe, die auf dieser Station herrschte.

Ich durchforstete mein Hirn nach einer passenden Erwiderung, aber was sollte ich angesichts eines solchen Kummers auch sagen? Kein Wort, keine Berührung dieser Welt hätte ihnen ihre Trauer von den Schultern heben können. Es gab nichts, was ich hätte machen können.

Hilflos, ich fühlte mich absolut hilflos.

Stundenlang saßen wir an diesem Bett, rührten uns keinen Millimeter vom Fleck. Ich hatte Rosa nie richtig kennengelernt. Aber ihr ausgemergelter, schlaffer Körper vor uns zeigte, dass sie schwer gekämpft hatte. Ehe der nahende Morgen angebrochen war, schlug das Herz von Rosa Pisani seinen letzten

Schlag. Ihre Lunge hob sich zu einem letzten Atemzug. Und der Arzt, der herbeigeeilt war, beendete mit verkniffenen Lippen und einem resignierten Kopfschütteln, das mir das Blut in den Adern gefrieren ließ, diese Tragödie.

»Es tut mir sehr, sehr leid«, waren seine Worte.

Das konnte nicht sein, das durfte nicht sein. Tröpfchenweise sickerte die Erkenntnis in mein Bewusstsein, sodass ich nur denken konnte: Oh Gott ... das war tatsächlich geschehen.

Stella brach bei den Worten des Arztes zusammen. Tränen rannen über ihre Wangen, und markerschütternde Schluchzer schüttelten ihren Körper. Ich erwachte aus meiner Starre und schloss sie in meine Arme, flüsterte unzusammenhängende Worte.

»Sie hat es nicht geschafft«, weinte sie.

»Stella ...« Mein Herz brach. Tränen schossen mir in die Augen und nahmen mir die Sicht. »Es tut mir so leid ... so leid.«

Doch ich konnte ihren Schmerz, den sie in diesem Moment empfand, nicht lindern, konnte nur neben ihr sitzen und bei ihr sein.

Hilflos.

2.



Stella

the world will never be the same

Juli

Es war einer der bisher heißesten Tage dieses Jahres. Eine feuchtwarme Schwüle drückte die Schultern der Trauernden herab, presste ihnen die letzte Hoffnung und den keuchend kommenden Atem aus den Körpern. Die Blumen auf den Gräbern waren größtenteils verdorrt. Nur wenige Köpfe ragten aus dem vertrockneten Gestrüpp hervor. Sie würden auch noch eingehen – da war ich mir sicher.

Ich blies die Backen auf und konzentrierte mich auf den spitzen Stein in meinem Schuh, der sich bei jedem Schritt scharf in meine nackte Fußsohle bohrte. Ich verlagerte den Fuß und belastete ihn mit meinem vollen Gewicht. Versuchte mich ausschließlich auf den Schmerz zu konzentrieren, alles andere auszublenden. Denn Schmerz war die einzige Empfindung, die ich in den letzten Tagen empfunden hatte. Nun wurde ich langsam taub ...

Mit stoischem Blick starrte ich vor mich hin. Verdammter blauer Himmel. Die Sonne strahlte, keine Wolke war zu sehen. Wieso musste an solch einem Tag so gutes Wetter sein? Mir war mehr nach strömendem Regen, stürmischen Böen und einem Gewitter, das alles in den Boden stampfte. Eigentlich hätte die Welt untergehen müssen – hatte sie irgendwie verpasst.

Der Tag zog wie ein schlechter Schwarzweißfilm an mir vorbei. Körperlich war ich da. Meine Seele war jedoch an dem Tag gestorben, als Rosa von uns gegangen war. Ich war eine Schauspielerin, verpasste keinen Einsatz und sagte meine zu-rechtgelegten Phrasen auf. Ich schüttelte Hände und bedankte mich an den passenden Stellen. Keine Träne hatte ich seit diesem rabenschwarzen Tag vor einer Woche vergossen. Es war, als hätte sich ein Schalter in meinem Kopf umgelegt, als wären alle Tränen versiegt.

Dennoch verbot ich mir die Gedanken an Rosa. Ich wollte nicht wahrhaben, dass sie von uns gegangen war. Vielleicht war das nicht fair, aber ich fürchtete, für immer daran zu zerbrechen, wenn ich diese Gedanken zuließ. Vor sieben Tagen war mein Leben aus den Fugen geraten, und nun konnte ich nur fassungslos dabei zusehen, wie es mit jeder Sekunde, die verstrich, weiter gegen die Wand fuhr.

Valentin war den ganzen Tag nicht von meiner Seite gewichen. Auch ihm schien dieser Tag nicht leichtzufallen, denn sein schwarzes Hemd klebte klamm an seinem breiten Rücken. Er dirigierte mich durch diesen Tag, und ich war ihm dankbar dafür, auch wenn ich diesen Dank momentan nicht aussprechen konnte.

Mein Körper begann unkontrolliert zu zittern. Rosas schneeweißer Sarg wurde vor uns in den Boden gelassen, und Valentins Griff um meine Hand wurde fester. Ich drückte nicht zurück, war nicht imstande mich zu bewegen. Mein Blick haftete an dem Sarg, in dem meine Schwester lag. Es war unfair – wieso sie und nicht ich? Wieso hatte es gerade Rosa getroffen? Meine unschuldige, kleine Schwester? *Wieso?*

Der Pastor stimmte ein Gebet an, ich konzentrierte mich allein auf Valentins raue Hand und konnte immer noch nicht ganz fassen, dass wir hier zusammen standen. Diese Situation war so surreal, dass sie auch in einen schlechten Film gepasst

hätte. Nur war das hier kein Film, den man einfach abschalten konnte. Es war bittere Realität.

Ich knabberte an meinem Daumennagel und wandte den Blick ab. Meine Eltern lagen sich in den Armen und gaben sich ihrem Kummer hin. Meine Mutter war eine der stärksten Personen, die ich kannte. Doch von ihrer Souveränität war in diesem Augenblick kein bisschen zu sehen. Tränen rannen ihr wie dunkle Sturzbäche über die geröteten Wangen. Die breiten Schultern meines Vaters bebten. Auch Nonna wirkte um Jahre gealtert und wurde gänzlich von ihrer Trauer untergraben.

Wieder fühlte ich mich wie im Film. Ich war ein Beobachter – konnte bloß zusehen, mich trotzdem nicht einfinden.

In meiner Verzweiflung ließ ich meinen Blick über die Leute schweifen, die sich um Rosas Grab eingefunden hatten. Es wunderte mich, dass so viele Leute hier waren. Junge, Alte, Leute, die ich in meinem ganzen Leben noch nicht zu Gesicht bekommen hatte.

Die Familie meines Vaters befand sich größtenteils auf Sizilien, und meine Mutter hatte ihre Eltern früh verloren. Außerdem hatte Rosa nie viele Freundinnen oder gar Freunde gehabt, was vor allem an ihrer Erkrankung gelegen hatte. Sie hatte oft in der Schule gefehlt und viel Zeit im Krankenhaus verbracht. Während sich der Alltag der meisten Mädchen ihres Alters um Jungs, Schminkzeug und Instagram drehte, hatte bei Rosa eine Chemo nach der anderen auf dem Tagesplan gestanden. Obendrein hatten viele nicht mit der Diagnose Blutkrebs umgehen können. Vielleicht hatte das schlechte Gewissen sie hierhergetrieben. Vielleicht lag es auch nur am geheuchelten Respekt, der sie nachts besser schlafen ließ. Der Tod einer Sechzehnjährigen war auch heutzutage immer noch eine Tragödie.

Rosa hatte nie Mitleid gewollt. Sie war mit ihren sechzehn Jahren bereits erwachsener und reifer gewesen als manche Mittzwanziger. Viel zu schnell hatte sie ihr junges, gelöstes Dasein aufgeben und sich mit einer Welt aus Schmerzen, Ängsten und Krankenhäusern abfinden müssen.

Als der Pastor verstummte, spürte ich die große Hand meines Vaters auf meinem Rücken. Er räusperte sich. »Stella, willst du zuerst?«

Ich nickte stumm, ließ Valentins Hand los und schritt auf das Grab zu. Der Pastor reichte mir das weihwassertropfende Aspergill. Ich schloss die Augen in stummer Verzweiflung und schwenkte das Wasser über dem klaffenden Loch. Das war mit Abstand der grausamste Moment in meinem Leben. Ich hatte mich noch nie so allein, so verdammt gefühlt. Nach kurzem Zögern zog ich den Brief, den ich Rosa geschrieben hatte, aus meiner Tasche und warf ihn hinterher. Er beinhaltete die Worte, die ich ihr an ihrem Krankenbett nicht mehr hatte sagen können. Worte des Abschieds. Worte, damit sie sich nicht so allein fühlte.

Ich konnte die Blicke der anderen in meinem Nacken spüren. Ich war gebrochen, war mir sicher, dass ich nie wieder glücklich werden würde, aber aus mir unerklärlichen Gründen konnte ich die Tränen und den Kummer immer noch nicht hinauslassen. Dann trat ich zurück und beobachtete die mir größtenteils unbekanntesten Menschen, die nacheinander an das Grab traten und es mit Weihwasser beträufelten. Viele sah ich zweifellos zum ersten Mal in meinem Leben, und ich wusste nicht, ob ich wütend auf sie oder ihnen dankbar sein sollte.

Schwer atmend wischte ich mir den Schweiß von der Stirn und strich das schwarze Kleid, das ich trug, glatt. Die Beerdigung war vorbei, die Besucher gingen zurück zu ihren Autos, um sich später zum Kaffeetrinken einzufinden. Das fand zum

Glück nicht bei uns zu Hause, sondern in einem gemieteten Restaurant statt.

»Schatz, kommt ihr?«, fragte Mama mich mit klangloser Stimme. Ihre Augen war gerötet, die Nase vom Naseputzen leicht geschwollen. Ihr Anblick schnürte mir die Kehle zu.

»Ja, gleich«, krächzte ich. Valentin und ich waren mit seinem Auto gekommen. »Ich ... brauche noch einen Moment.«

»In Ordnung, bis später.« Sie strich mir über den Hinterkopf wie bei einem kleinen Kind.

Mir war warm und zugleich eiskalt. Ich wandte mich von der trauernden Masse ab, schritt zwischen den Gräbern hindurch und fühlte mich dabei selbst mehr tot als lebendig. Es war, als wäre ich in diesem Augenblick völlig betäubt, fast so, als wäre alles nicht wahr.

»Stella ...« Valentin tappte mir hinterher und fixierte mich mit besorgten Blicken. Er hatte die Ärmel seines schwarzen Hemdes bis zu den Ellenbogen hochgekrempelt, sodass seine Tattoos zur Geltung kamen. Die Hände hatte er tief in den Taschen seiner Anzughose vergraben. »Willst du noch ein bisschen spazieren?« Auch seine Stimme war belegt.

»Hm, ja«, brachte ich hervor und konzentrierte mich wieder auf den Stein in meinem Schuh. Meine Fußsohle schmerzte.

Wir schritten einen kleinen Hang hinab. Kies knirschte unter meinen Füßen. In diesem Moment wollte ich nichts mehr, als allein zu sein, um mich noch ein bisschen der Taubheit hinzugeben.

»Stella, bleib stehen.«

Ich schritt weiter. Valentin ging mir hinterher, umrundete mich und schnitt mir den Weg ab. »Sprich mit mir.«

»Nein.« Ich schüttelte nachdrücklich den Kopf und ließ ihn stehen.

Doch er gab nicht nach, wusste, dass es mir beschissen ging, und wollte nicht, dass ich mich in mein Schneckenhaus verzog. Valentin hatte sich verändert. Aus dem frechen, überheblichen Jungen war ein fürsorglicher Freund geworden.

»Bleib stehen, *bitte*.«

Auch wenn mein Verstand nach Einsamkeit lechzte, gehorchte ich. Valentin schloss seine Arme um mich und strich mit den Lippen über meinen Scheitel. Mein Kopf war an seine Schulter gebettet. Ich seufzte leise und schloss die Augen, hörte seinen kräftigen Herzschlag pochen. Jetzt war der Moment, in dem ich hätte zusammenbrechen können. Der Augenblick, in dem ich den Tränen hätte freien Lauf lassen können. Doch es geschah – nichts. Der Kummer war untergraben worden, meine Kehle wie zugeschnürt.

»Du hast das heute wirklich gut gemacht«, murmelte er in mein Haar.

Ich versteifte mich bei seinen Worten. »Nein, das stimmt nicht«, entgegnete ich. »Ich glaube ...« Ich brach ab und versuchte meine Gefühle in Worte zu fassen. Konnte man so etwas überhaupt *gut* machen?

Valentin rückte von mir ab und sah mir forschend in die Augen. Er schaffte Distanz, weil er wusste, dass es mir so leichter fiel zu sprechen. Das, was ich in meinem Inneren verspürte, glich jedoch einem absolut chaotischen Haufen aus Gefühlen. Unverständnis, Trauer, Schmerz, Wut. Ich spürte zu viel, jede weitere Empfindung überforderte mich und schnitt mir tiefer ins Fleisch. Ich rückte kopfschüttelnd von ihm ab und spazierte den Kiesweg entlang in Richtung der Totenhalle.

»Stella, ich will für dich da sein«, sagte er nun drängender. »Aber das ist schwer, wenn du es nicht zulässt.«

Er spürte, dass ich mich ihm entzog. Ich strich mit meinen Fingerspitzen über das schmiedeeiserne Tor und blinzelte in

die brütende Mittagssonne. »Ich bin froh, dass du heute da gewesen bist.«

Er zögerte. »Das war doch klar.«

War es das? Da war ich mir nicht so sicher – schließlich kannten wir uns erst ein paar Monate, auch wenn es ziemlich nervenaufreibende gewesen waren.

»Möchtest du gleich los?«, hakte er nochmals nach. Wahrscheinlich war ihm diese Situation nicht geheuer.

Ich schüttelte den Kopf und schritt durch das Tor hindurch. »Ich kann nicht«, war meine einfache Antwort. Und das war die Wahrheit. Ich konnte nicht so weitermachen, als wäre nichts geschehen. Für mich war die Welt vor sieben Tagen stehen geblieben.

»Was kannst du nicht?« Er war mir bis in die Totenhalle gefolgt.

»Ich bin so durcheinander, Valentin, und ich will dich auch nicht belügen«, setzte ich an und sah hilfeschend zur Decke. Doch niemand konnte mir das hier jetzt abnehmen, niemand konnte mir Erlösung verschaffen. Vielleicht war ich gerade am Durchdrehen. Konnte durchaus möglich sein.

Valentin starrte mir mit ausdrucksloser Miene entgegen. »Stella?« Seine heisere Stimme ging mir durch und durch.

»Ich kann das nicht, ich kann's einfach nicht«, bekräftigte ich meine Aussage nochmals und stützte die Stirn an der kühlen, gefliesten Wand ab. Ich schloss die Augen und atmete ein paarmal tief durch. *Ein und aus. Ein und wieder aus.* In der Bestattungshalle roch es nach feuchtem Holz und Raumerfrischer.

»Wir sprechen jetzt nicht mehr vom Kaffeetrinken«, stellte er fest. Seine Kohleaugen verdunkelten sich merklich.

»Nein, das tun wir nicht. Es tut mir leid, dass ich so gebrochen bin«, flüsterte ich, den Tränen nahe. Meine Stimme war brüchig und rau. Ich wandte mich von ihm ab und wischte

mir die Augen. Sie brannten, waren allerdings immer noch trocken. »Aber ich kann das mit uns jetzt nicht. Es geht einfach nicht.«

»Was? Wieso?« Er schien völlig perplex, unfähig sich nur einen Zentimeter zu rühren. »Das ist doch nicht dein Ernst. Das meinst du nicht so.«

Ich gab kein Wort von mir, konnte nur der unvermeidlichen Katastrophe ins Auge sehen.

»Rede mit mir. Wieso denkst du so?«

Ich wollte nicht darüber sprechen, noch nicht einmal darüber nachdenken. Ich hatte Angst, dass dann etwas aus mir herausbrechen würde, was ich für immer unter Verschluss halten wollte.

»Ich sollte jetzt gehen«, sagte ich und ließ ihn mit seinen Fragen allein. Wie hätte ich antworten sollen, wenn ich mir selbst keinen Reim darauf machen konnte? War ich wirklich übergeschnappt? War es eine Kurzschlussreaktion gewesen, die ich später bitter bereuen würde?

Meine Schritte hallten durch die marmorne Eingangshalle. Doch ich sah mich nicht um, rannte vor ihm und meinen Gefühlen davon. Ich spürte, wie Tränen meine Wangen langsam hinabkullerten. Verräterische Biester. *Jetzt nur nicht umdrehen*, mahnte ich mich in Gedanken, sonst wäre ich wahrscheinlich wieder schwach geworden.

»Das kann doch nicht dein Ernst sein. Ich liebe dich, Stella«, keuchte er mit solch einer Traurigkeit, dass es mich selbst fast zerriss. Seine Worte verloren sich in der großen Halle und nahmen die Leere ein, die ich hinterlassen hatte. Worte waren schon verrückt. Sie konnten neue Welten erschaffen und genauso schnell alte zum Einstürzen bringen. Und das einfach durch ein paar aneinandergereihte Silben.

Ich flüchtete wieder in die Hitze dieses Mittags, lief vor Valentin, vor meinen Gefühlen, vor der Realität davon. Ich

rannte, so schnell ich konnte. Wieder bohrte sich der Stein in meine Fußsohle, sodass ich ein schmerzgefülltes Keuchen unterdrücken musste. Ich versteckte mich hinter einer dicken Eiche, die weit hinter den Gräbern lag, rutschte an dem rauen Stamm hinunter auf den Boden. Die vertrockneten Blätter krachten unter meinem Gewicht.

»Stella? Wo bist du?«, hörte ich Valentins Stimme. Anscheinend hatte er den ersten Schock verwunden. Dann rief er wieder nach mir: »Lass uns reden! Das kann nicht dein Ernst sein, das meinst du nicht so!«

Doch, so meinte ich es.

»Du bist durcheinander, das verstehe ich, aber lauf jetzt nicht weg!«

Ja, ich war so durcheinander wie nie. Aber das tat meiner Entscheidung keinen Abbruch. Ich presste die Hände auf meine Ohren, sodass Valentins verzweifelte Rufe nicht mehr zu mir durchdringen konnten. *Es tut mir leid, verzeih mir bitte*, dachte ich. Aber es war besser so. Ich war gebrochen, würde nie wieder glücklich werden können. Er würde ohne mich besser dran sein, auch wenn er das jetzt noch nicht einsehen wollte.

Seine Rufe verklangen. Ich wusste nicht, wie lange ich tatsächlich hier gesessen und vor mich hingebütet hatte. Meine Kehle war staubtrocken, mein Magen rebellierte. Doch erst als die Sonne untergegangen war, konnte ich mich aufraffen und den Friedhof verlassen. Der Parkplatz war verwaist, Valentins Auto weg. Eine Welle des Schmerzes drohte mich erneut zu überrollen. Doch ich schüttelte sie ab und machte mich zu Fuß auf den Heimweg. Als ich nach diesem schier endlos langen Tag in mein Bett fiel und an die Decke starrte, konnte ich mich jedoch nur fragen: Was zur Hölle hast du da getan?

Ich wusste es beim besten Willen nicht.

3.



Valentin goodbyes

Dunkle Wolken türmten sich am Himmel, als wollte der Sommer gegen die abartige Schwüle rebellieren. Nach dem Fiasko auf der Beerdigung war ich direkt nach Hause gefahren. Nun saß ich am Fenster, sah hinaus und brütete über meinen Gedanken. Ich konnte immer noch nicht fassen, dass Stella mit mir Schluss gemacht hatte. Unglaublich. Ich sog an meiner Zigarette und inhalierte den Rauch tief in meine Lungen. Was hatte sie zu dieser Entscheidung getrieben? Lag es an mir?

Nein, das konnte nicht sein. Ich schüttelte den Kopf, nahm noch einen Zug und versuchte damit mein pochendes Herz zu beruhigen. Natürlich hatte es mit dem Tod ihrer Schwester zu tun. Manchmal drehte man einfach durch, wenn ein geliebter Mensch von einem ging. Mir war es nicht anders ergangen. Ich erinnerte mich an Lenis Beerdigung.

Es hatte damals wie aus Kübeln gegossen. Das hatte ich jedoch kaum gespürt, denn innerlich war ich bereits abgestorben gewesen. An Lenis Grab war ich stehen geblieben – mutterseelenallein. Alle anderen waren zuvor zum Kaffeetrinken aufgebrochen. Ich hatte die eigentliche Beerdigung geschwänzt, ansonsten hätte ich wahrscheinlich geheult wie ein Baby. Ich betrachtete den riesigen Kranz aus roten Rosen, der in diesem grauen Nichts unanständig hervorstach. Leni hatte Rosen gehasst, vor allem rote. *Schenk mir lieber einen Burger, dann bin ich glücklicher*, hatte sie einmal gesagt.

Schnaubend hatte ich den Kranz kaputt getreten und von da an jeden von mir gestoßen, der mir zu nahe gekommen war.

Außer Stella.

Stella hatte sich nicht wegstoßen lassen. Sie war zurückgekommen. Immer und immer wieder. Sie war der stärkste Mensch, den ich je kennengelernt hatte. Auch wenn sie das nie hören wollte. Und nun war sie zerbrochen, endgültig, in tausend Stücke. Aber Stella durfte mich nicht wegstoßen, sie durfte nicht die gleichen beknackten Fehler wie ich machen. Sie war so viel besser als ich.

Ich drückte die Kippe in meinem Aschenbecher aus und wählte ihre Nummer. Zum gefühlt dreihundertachtzigsten Mal heute. Doch wie zuvor auch ging sie nicht ran. Langsam beschlich mich das Gefühl, dass dies tatsächlich ihr Ernst war. Ich stand auf und sah auf die Uhr. Gleich war es acht. Ich könnte noch bei ihr vorbeifahren, sie zwingen mit mir zu sprechen. Aber was sollte das bringen? Sollte ich ihr vielleicht ihre Ruhe lassen? Ich wusste, wie stur und dickköpfig sie war. Wenn sie nicht mit mir sprechen wollte, dann würde sie das auch nicht tun.

Frustriert trat ich gegen mein Sofa und ließ mich darauf fallen.

Stella hatte mich geerdet. Ich hatte den ganzen Scheiß – die Partys, die Drogen, den exzessiven Alkoholkonsum – hinter mir gelassen. Dennoch war es schwerer denn je, nicht in alte Muster zurückzufallen.

Dann stand ich wieder auf und durchforstete meinen Kühlschrank. Aber abgesehen von einem Glas Essiggurken und einer ranzigen Banane war er leer. Noch nicht einmal ein Bier war zu finden, weswegen ich mich gefrustet zum nächsten Spätkauf aufmachte.

Kleine Tröpfchen regneten auf mich nieder. Ein entferntes Grollen kündigte ein nahendes Gewitter an. Aber das war mir

egal, ich wollte nur Stella zurück. Dr. Weber, meine Therapeutin, wäre nicht stolz auf mich gewesen, wenn sie mich nun so hätte sehen können. Aber sie musste ja auch nicht erfahren, dass ich mich gerade mit einem Sixpack Bier und einer Flasche Wodka für mich allein eingedeckt hatte. Wieso verschwendete ich überhaupt einen Gedanken an die alte Schachtel? Ach ja, stimmt – ich verdrehte die Augen. Neuerdings hatte ich ja ein Gewissen. Trotzdem würde mir heute nur noch Alkohol über diesen katastrophalen Tag hinweghelfen. Eigentlich hätte ich mir auf die Schulter klopfen sollen. Schließlich zog ich nicht mit irgendwelchen Idioten um die Häuser. Ich lachte trocken auf. Aber mit wem hätte ich auch um die Häuser ziehen sollen? Vince, mein ehemals bester Freund, saß aktuell in Untersuchungshaft, und das – dank mir.

Ich schleppte mich in meine Wohnung zurück. Mit langen, gierigen Zügen leerte ich mein Bier, dann setzte ich die Wodkaflasche direkt an die Lippen. War doch sowieso alles egal. Der Alkohol pulsierte durch meine Venen und wärmte mich von innen. Wieder griff ich nach meinem Handy. Keine verpassten Anrufe, keine neuen Nachrichten. Mein Daumen schwebte über Stellas Nummer. Ich spülte meinen Stolz mit einem weiteren Schluck Wodka hinunter und klickte darauf.

Ein Freizeichen ertönte – mein Herz schlug schneller. Dann war auf einmal besetzt, und die Leitung brach ab. Moment ... Moment ... hatte sie mich gerade weggedrückt? Ich presste die Zähne so fest aufeinander, dass sie knirschten und mein Kiefer knackte. Dass sie mich ignorierte, war eine Sache. Dass sie nun meine Anrufe vollkommen abblockte, eine ganz andere. In tiefen Zügen trank ich aus der Flasche. Mein Kopf rauschte, mein Magen rebellierte.

Sie wollte nicht mit mir zusammen sein? Okay.

Sie blockte jeden Kontaktversuch ab? Auch okay.

Sie sollte glücklich sein, das war alles, was für mich zählte. Auch wenn das bedeutete, dass ihr Leben ohne mich weiterging. Tat zwar verflucht weh, aber ich würde ihren Wunsch akzeptieren.

Gezwungenermaßen.

4.



Stella illusions

Berlin im März – acht Monate später.

Ich war bereits spät dran. Meine Vorlesung würde in wenigen Minuten beginnen, und ich hatte es noch nicht einmal in die Bahn geschafft. Doch ohne Kaffee – ohne mich. Ohne meine tägliche Dosis konnte ich nicht in den Tag starten, und in dieser Hinsicht war ich anspruchsvoll. Zum Glück hatten wir einen Starbucks direkt um die Ecke.

Es war bereits nach neun, und dennoch war es in dem holzvertäfelten Shop brechend voll. Daran würde ich mich wahrscheinlich nie gewöhnen. In Trier kannte jeder irgendwie jeden, und die Stadt ließ sich locker zu Fuß durchqueren. Hier in Berlin war das anders. Natürlich, ich genoss die Anonymität, das Gefühl, völlig in der Menge unterzugehen. Aber montagsmorgens um neun Uhr, wenn ich dringend einen Kaffee benötigte, hätte ich darauf getrost verzichten können. Wahrscheinlich würde ich alt und grau sein, bis ich an der Reihe war.

Ich stellte mich in die Schlange und tippte auf meinem Handy herum, um etwas zu tun zu haben. Wieder eine Nachricht von Mimi, die ich ungelesen wegklickte. Mein schlechtes Gewissen meldete sich zu Wort. Ich würde es gleich in einem großen Schluck Kaffee ertränken müssen.

Kurz dachte ich an die Zeit in Trier zurück – als alles noch *anders* gewesen war. Doch dann schüttelte ich diesen Gedanken ab. Das war mein altes Leben gewesen, in das es kein Zurückkehren mehr gab. Dafür hatte sich alles zu sehr verändert, *ich* hatte mich zu sehr verändert.

Aber Mimi schien das anders zu sehen. Sie hatte mich in den letzten Wochen und Monaten mit Nachrichten bombardiert. Jede einzelne davon hatte ich ungelesen weggedrückt. Ich konnte mich nicht aufraffen sie zu lesen.

Manchmal verstand ich mich selbst kaum und fragte mich, warum ich sie so aus meinem Leben verbannte. Dann fiel mir wieder ein, dass sie in dem Moment, in dem ich sie am meisten gebraucht hätte, einfach abgehauen war. Mit einem alten Camper – für den sie ihre Studienersparnisse rausgeschmissen hatte – und ihrem On-off-Freund Martin im Gepäck. Und dann ... war das mit Rosa passiert. Ich schüttelte mich. Ob sie davon wusste? Von mir hatte sie es jedenfalls nicht erfahren.

Ich war eigentlich kein nachtragender Mensch. Wirklich nicht. Aber der Stachel saß tief, und irgendwo in mir drin warf ich ihr vor, dass ich die dunkelsten Stunden in meinem Leben ohne sie hatte durchstehen müssen. Jetzt war es ein bisschen spät, um die fürsorgliche Freundin zu sein. Ich hatte mir ein neues Leben aufgebaut, aus dem ich jeglichen Schmerz, jegliche Trauer ausgesperrt hatte. Mimi wieder in mein Leben zu lassen, hieß auch, der Trauer um Rosa Einlass zu gewähren. Ich schüttelte gedankenverloren den Kopf – das konnte ich nicht. Ich wusste, dass ich nur bis zu einem bestimmten Punkt stark war und brechen würde, wenn ich diesen Punkt überschritt. Aber sei's drum.

Das Handy des Typen vor mir klingelte, und mit einem genervten »Was?« hob er ab. »Ja, warte ... hier ist kein Empfang ...«

Er stürmte aus dem Laden, und ich nahm seinen Platz ein. Juhu! Nur noch drei Leute vor mir. Ich sah auf mein blinkendes Display und steckte das Handy seufzend weg. Viertel nach neun – das würde echt knapp werden mit meiner ersten Vorlesung. Heute Morgen standen Pharmakologie und Toxikologie sowie Innere Medizin auf meinem Stundenplan. Ich gähnte. Eigentlich hatte ich nichts dagegen zu schwänzen.

Ich hatte letztes Jahr ein super Abi geschrieben und hätte mir so fast jeden Studiengang aussuchen können. Was hatte ich getan? Ich hatte mich für Tiermedizin entschieden. *Urg*. Das Semester war fast vorbei und genauso grauenhaft gewesen, wie ich es mir zuvor vorgestellt hatte. Es war nie mein Wunsch gewesen, irgendwann die Praxis meines Vaters zu übernehmen. Aber ich verspürte den unbändigen Drang, das fortzuführen, was Rosa nicht mehr würde fortführen können. Sie hatte sich schon immer für Papas Arbeit begeistert. Daher wollte ich mich ihrem Traum annehmen und das beenden, was sie nicht mehr hatte beginnen können.

Das Studium war ein Neuanfang gewesen. Daheim in Trier erinnerten mich jeder Winkel, jede Bordsteinkante an Rosa. Vielleicht war es unfair, meine Familie mit ihrer Trauer allein zu lassen, aber wie sollte ich ihnen Trost schenken, wenn ich selbst keinen empfand? Ich hatte Abstand gewinnen müssen. Tiermedizin wurde lediglich an fünf Universitäten in Deutschland gelehrt. Ich hatte mich für die Universität entschieden, die am weitesten von Trier entfernt war. Die Freie Universität Berlin.

Dennoch war jeder Tag ein neuer Kampf. Ich quälte mich durch das Studium, durch meine Aushilfsstelle und fiel abends geradezu ins Bett. Hals über Kopf war ich letztes Jahr im August hierhergezogen. Mimis Wohnung hatte ich an eine Bekannte weitervermietet, und ich selbst war in ein WG-Zimmer in der Nähe der Uni gezogen, das in etwa die Größe einer

Streichholzschachtel hatte. Meine Eltern wollten mich unterstützen. An Geld mangelte es uns wirklich nicht. Ich schnaubte, sodass sich das Mädchen vor mir verwirrt umsah. Glücklicherweise machte Geld trotzdem nicht, das sah man schließlich an uns.

Meine Eltern wussten nicht, unter welchen Umständen ich wohnte. Ein Blick in diese Bruchbude würde genügen, um sie zum Ausrasten zu bringen. Aber Berlin war scheinsteuer, und da teilte man sich nun mal eine Wohnung mit einem geschiedenen Mittfünfziger und einer dauerhaft zugehörnten Kiferin. Außerdem war ich sowieso nie zu Hause.

Ich arbeitete neben dem Studium in *Mary's Hundesalon*. Fünfmal in der Woche wusch, scherte und frisierete ich bis zum Umfallen und roch danach meistens selbst wie ein alter, nasser Hund. Aber ich wollte unabhängig, eigenständig sein, und dieser Wunsch biss sich mit der Entscheidung, auf Kosten meiner Eltern zu leben. Dann scherte ich lieber weiter Hunde.

Aber auch wenn es hart war, tat Berlin mir gut. Früher hatte ich unter Alpträumen gelitten und kaum mehr als fünf oder sechs Stunden in der Nacht geschlafen. Meine Sorgen um Rosa hatten mich nachts schier aufgefressen. Das war nun vorbei. Der Schlaf hatte sich als ein treuer Komplize erwiesen. Meistens fiel ich völlig übermüdet und halbtot ins Bett. Im Schlaf empfand ich keinen Schmerz und konnte meinem zermürbenden Alltag und den finsternen Gedanken entkommen. In meinen Träumen war Rosa immer noch am Leben und führte das Leben weiter, das sie verdient hatte. Nein, viel schlimmer war es morgens, wenn ich die Augen aufmachte und mich die Erkenntnis, dass ich allein war, ohne sie, förmlich erschlug.

Manchmal hatte ich das Gefühl, dass sie gleich um die nächste Ecke geschlendert kam. Oder dass sie nach einem langen Tag in meiner Wohnung auf mich wartete. Ich wusste, das klang verrückt! Aber ich konnte mir einfach nicht einge-

stehen, dass sie nicht mehr da war, dass ich niemals mehr ihr Lachen hören durfte.

»Was darf ich dir machen?«, riss mich eine Stimme aus meinen düsteren Gedanken. Die Bedienung betrachtete mich mit einem freundlichen Lächeln im Gesicht.

»Einen Caramel Macchiato«, antwortete ich verdattert. Ich war völlig in meine Gedanken versunken gewesen.

»Okay, kommt sofort.«

Ich schüttelte den Kopf, um mich wieder zu finden. Dann drang ein hauchfeiner Duft in meine Nase, und ich keuchte erschrocken auf. Das war doch ... nein, das konnte nicht sein ... oder?

»Dein Name?«, unterbrach mich die Servicekraft.

Scheiße, doch. Das war Rosenwasser.

»Rosa!«, stieß ich hervor. *Das war Rosas Duft.* Vor Jahren hatte ich Rosa ein Rosenduftwasser zum Geburtstag geschenkt. Damals sollte es eigentlich ein Gag sein, aber Rosa hatte es geliebt. Dieses Duftwasser gehörte zu meiner Schwester wie ich zum Kaffee.

»Okay, Rosa. Einen Moment noch«, plapperte die Starbucks-Mitarbeiterin. Ich bekam es kaum mit.

Wie eine Verrückte reckte ich den Kopf in alle Richtungen, um die Quelle des Duftes ausfindig zu machen. *Rosa, Rosen, Rosa, Rosen*, ratterte es in meinem Kopf. Woher kam dieser Duft, verdammt? Dann hatte ich den Ursprung gefunden. Es war ein Mädchen, das sich an mir vorbeidrängte.

»Darf ich kurz?«, fragte es mit einem entschuldigenden Lächeln. »Ich brauche nur einen Löffel.«

Ich war wie berauscht, konnte lediglich stumm nicken und starrte sie an, als käme sie von einem anderen Planeten. Sie war größer als ich, trug einen schwarzen Bob und war durch und durch dunkel gekleidet. Egal. Mein Blick verschwamm. Ich schloss die Augen und verlor mich in der Vorstellung von

meiner Schwester. Ich dachte an unsere gemeinsam verbrachten Nachmittage. Mit Kaffee, selbst gebackenem Kuchen von Nonna und ganz viel Spaß. An die verregneten Sonntagabende, an denen wir zusammengekuschelt auf der Couch gelegen und gelesen oder Filme bis zum Abwinken gesehen hatten. Rosas Duft zog sich wie ein rotes Band durch diese Situationen. So roch *Zuhause*.

Plötzlich wurde der Geruch schwächer. Was war los? Wo wollte sie hin? Sie durfte nicht weggehen. Nicht jetzt. Ich rannte dem Mädchen hinterher, das mit seinem Coffee-to-go-Becher aus dem Shop eilte.

»Rosa, dein Caramel Macchiato!«, rief mir das Mädchen hinter dem Tresen noch hinterher. »Rosaa!«

Wie eine Irre rannte ich dem Mädchen hinterher, schloss die Augen und versuchte ihren Duft noch einmal zu erhaschen. Mit einem Mal blieb sie stehen, und ich rannte in sie hinein. Aua!

»Hey, was soll das?«, sagte sie unwirsch und bäugte mich aus schwarz geschminkten, zusammengekniffenen Augen. »Kann ich dir helfen?«

»Nein – ähm«, stammelte ich, immer noch unfähig einen zusammenhängenden Satz hervorzubringen. Ich rieb mir die pochende Nase und wich ihrem Blick aus.

»Wieso läufst du mir dann hinterher?«

»Bin ich nicht«, log ich und wurde mir indessen der ganzen Situation bewusst. Sicherlich lief ich gerade putterrot an. »Keine Ahnung, was du meinst. Tut mir leid!«

Das Mädchen warf mir einen letzten skeptischen Blick zu, dann schüttelte es den Kopf. »Na gut, vielleicht habe ich mir das auch nur eingebildet.« Mit diesen Worten machte es auf dem Absatz kehrt und war mit wenigen Schritten in die nächste Straße eingebogen.

Ich sah ihm wie ein ausgesetztes Hündchen hinterher und kam mir dabei vor wie die größte Stalkerin Berlins. War ich diesem Mädchen gerade Hals über Kopf nachgelaufen? Gott, war ich von allen guten Geistern verlassen?

Kurzzeitig zweifelte ich wirklich an meiner geistigen Zuverlässigkeit. Dann drehte auch ich mich um und lief zurück in den Coffee Shop.

Mehr unter forever.ullstein.de